



Maria, eine Tänzerin aus Sibirien

Wie mir das Tessin zur Heimat wurde

...habe ich vor allem verstanden, als ich einen Dokumentarfilm drehte über die Menschen, die in dem südlichen Kanton leben.

TEXT MICHAEL SCHINDHELM

Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren lebe ich in der Schweiz und immer an der Grenze. In Basel waren es noch ein paar hundert Meter nach Frankreich und Deutschland, aber seit fünfzehn Jahren trennt mich allein der am Haus vorüberziehende Fluss von Italien. Die Brücke darüber ist ein Grenzposten.

Bis vor wenigen Wochen galten natürlich auch hier besondere Ein- und Ausreisebestimmungen. Grenzen sind seit Menschengedenken Linien, an denen die Unterschiede zwischen den dahinter liegenden Räumen aufeinanderprallen. Die Brücke vor unserem Haus war im Frühjahr der Austragungsort des sogenannten Sushi-Krieges.

Auslöser für den glücklicherweise unblutigen Konflikt waren gewiefte

chinesische Gastwirte mit dem Schwerpunkt auf rohem Fisch, die sich in den letzten Jahren auf der italienischen Seite niedergelassen hatten, und deren fast ausschliesslich im Tessin ansässige, anhängliche Kundschaft. Anti-Corona-Massnahmen auf beiden Seiten der Grenze hatten das Sushi-Geschäft zum Erliegen gebracht, doch plötzlich kam es auf unserer Brücke, also praktisch auf der Grenze, zu Transaktionen, bei denen Lachspakete und Euros (oder Franken) ihre Besitzer wechselten. Pünktlich und täglich gegen Abend standen die Tessiner am Grenzübergang Schlange. Unser Bürgermeister, der übrigens zur Trauung meine aus Singapur stammende Frau freundlich willkommen geheissen hatte, sprach

im Radio von einer inakzeptablen Situation, von Chaos am Zoll und davon, dass diese gastronomischen Übergriffe aus dem Nachbarland das Unternehmertum im Tessin untergraben.

Kantonspolizei und Zollverwaltung wurden aufgerufen, Ordnung zu schaffen. Doch das Verlangen nach italienisch-chinesischem Sushi war stärker, und die italienischen Behörden drückten ein Auge zu, sodass die Schlange sich erst mit der Grenzöffnung im Mai auflöste und der Sushi-Krieg im Ansturm der Schweizer Kundschaft auf die lombardischen Geschäfte ein lautloses Ende fand.

Nicht nur der Bürgermeister sieht Ordnung und Prosperität im Kanton



Jamal,
ein Flüchtling
aus dem Irak



Marianne
und Morgan Powell



Fadhil aus
dem irakischen Basra



Die Künstlerin Angela

DAS MAGAZIN N°31 — 2021 BILDER S.19/20: OUTLAND, VENTURA FILM, FOTO: YAWEN YEO.

DAS MAGAZIN N°31 — 2021

durch die Präsenz des grossen Nachbarn im Süden bedroht. Die Begrenzungsinitiative wurde letzten September von der Mehrheit im Kanton unterstützt und fand somit eine drastisch höhere Zustimmung als in anderen Schweizer Grenzregionen, etwa in Basel oder Genf.

Wer jedoch regelmässig die Kantonsstrasse nach Lugano benutzt, insbesondere zu den Stosszeiten, wenn siebzigtausend italienische Grenzgänger ins Land strömen (und wieder zurück), begreift wenigstens den Anlass für den Unmut vieler Tessiner: Wenn man täglich für eine Autofahrt von zehn Kilometern eine gute Stunde benötigt, macht das nicht fröhlicher.

Doch werden die *frontalieri* mindestens so sehr gebraucht, wie sie abgelehnt werden. Eine kurzzeitige Spekulation des damaligen Ministerpräsidenten Giuseppe Conte zu Beginn der Pandemie machte das Paradoxe der Beziehung zwischen denen hier und denen dort deutlich: Rom erzog im Frühjahr 2020, das gesamte im Ausland tätige medizinische Personal zurück ins Land zu rufen. Gut viertausend der rund siebzigtausend GrenzgängerInnen arbeiten im Tessiner Gesundheitswesen. Ohne sie hätte der Kanton nicht nur einen Verkehrs-, sondern auch einen Gesundheitsinfarkt zu erleiden.

Warum ins Tessin?

In den letzten fünfzehn Jahren bin ich oft gefragt worden, warum ich ausgerechnet in dieser Gegend wohne. Immerhin hatte ich schon in Berlin, London, Dubai und Hongkong gelebt. Trotzdem bin ich inzwischen in diesem Malcantone-Dorf sogar heimatberechtigter. Warum?

Die Antwort darauf habe ich in den letzten Monaten beim Drehen eines Dokumentarfilms – er heisst «Outland» – herauszufinden versucht. Gemeinsam mit Freunden und Bekannten, die sich das selbst fragen mögen, weil sie sich in einer ähnlichen Situation befinden. Für uns alle ist das Tessin neue Heimat geworden.

Und um es gleich zu sagen: Keine(r) meiner ProtagonistInnen ist wirklich und vollständig heimisch geworden. Wir alle, die wir uns irgendwann entschieden haben, hier auf Dauer unsere Zelte aufzuschlagen,

sind vertraut mit diesem Schwebestand zwischen Dazugehören und Fremdbleiben, der vielleicht die Grundstimmung jeder Auswanderung darstellt.

Wer das Land, in dem man geboren wurde, freiwillig verlässt, verzichtet oft auf Gewissheiten, von deren Existenz er oder sie vor dem Auszug nichts gewusst hat. Zum Beispiel die unerschütterte Überzeugung, da zu sein, weil man eben immer da war. Auch wenn man später irgendwo in der Ferne ein neues Wohnrecht erlangt, geht diese Überzeugung rasch verloren. Man gewöhnt sich an eine neue Erkenntnis, den Umstand keinheimisch zu sein.

Die meisten Leute, die ich für den Film getroffen habe, sind freiwillig keinheimisch. Durch ihre Brille den Schweizer Südkanton zu betrachten versprach Aufschlüsse sowohl über die Leute als auch den Kanton selbst.

Meine Geschichte mit dem Tessin beginnt Mitte der 1970er-Jahre. Der Teenager in der DDR, der ich damals war, entdeckte in der frühen Prosa von Hermann Hesse, «Unterm Rad» beispielsweise, einen anarchistischen Geist, der sich gegen autoritäre Systeme wie Schule und Arbeitswelt ablehnte.

Im sozialistischen Schulwesen jener Jahre wurden Schüler bereits in der Grundschule sogenannten Brigaden zugeteilt, damit sie den in den folgenden Jahren auf sie zukommenden Drill rechtzeitig verinnerlichen. Die unveröhnliche Hesse-Lektüre bot ein Gegengift zum Brigaderegime.

Zwar wurde der Autor in dieser Zeit bei uns im Osten wenig publiziert, aber die Bibliothek meines Grossvaters hatte den Krieg (der den Grossvater geholt hatte) und den Kommunismus unversehrt überstanden. In einem der Bücher entdeckte ich eine Fotografie von Hesse, die mir als Inbegriff für die Unabhängigkeit des Künstlers in einer Welt von Abhängigkeiten erschien: der Dichter im Garten von Montagnola über dem Luganer See, die Berge im Hintergrund. Andere mögen diese Pose als Kitsch abtun. Für den Teenager hinter dem Eisernen Vorhang wirkte das Foto wie das ermutigende Symbol aus einer freieren und zudem irgendwie fantastischen Welt.

Obwohl mein Interesse an Hesse längst nachgelassen hatte, machte ich bereits auf der ersten Ferienreise gen Süden einen Zwischenstopp in Montagnola. Naturgemäss konnte diese (für Deutsche vermutlich obligatorische) Italienreise erst nach dem Fall der Berliner Mauer stattfinden. Das Brigadesystem der DDR hatte endgültig ausgedient. Ich war jung genug, um noch einmal neu anzufangen. Der Blick über den Luganer See schien den *teenage dream* von einst zu bestätigen. Die Fantastik der Landschaft, die Freiheit eines Künstlerdaseins. Auf dem nahegelegenen Kirchhof von Gentilino besuchte ich Hesses Grab und fand dort zufällig auch das von Bruno Walter, dem Jahrhundertdirigenten, und von Emmy Hennings und Hugo Ball, den Mitbegründern von Dada.

Ein Elefantenfriedhof

Dieser erste Aufenthalt im Tessin, erfüllt von idealistischen Fantasien, wie sie unter Besuchern häufig aufzutreten scheinen, war zugleich von einem seltsamen, an sich absurden Gedanken begleitet. Nachdem die ungeliebte DDR-Heimat gerade untergegangen war und während sich ein neues Deutschland formierte, in dem es augenscheinlich Deutsche erster und zweiter Klasse geben würde, schien die Landschaft rund um die Seen jenseits der Alpen eine Gegenwelt zu bieten, in der ich mir vorstellen konnte, zu leben. Da zu sein.

Auch wenn es Jahre gedauert hat, bis es soweit war, hat mich die Neugier immer wieder hierhergeführt. Mir ging am Tessin bald eine makabre Dimension auf: Die prominenten Besucher und vor allem die Einwanderer von einst hatten die Region zu einer Art Elefantenfriedhof gemacht. Viele der Illustren hatten hier den letzten Teil ihres Lebens verbracht. Viele aus freien Stücken, andere auf der Flucht.

Michail Bakunin zum Beispiel. Er war vielleicht nicht der erste Flüchtling, der herkam, doch brachte er das Virus des Anarchismus in die Welt und schliesslich ins Tessin. 1871 stellte er sogar einen Einbürgerungsantrag in Mosogno im Onsernonetal, der von der Einwohnerversammlung sogar gutgeheissen wurde, bis die Behörden in Bellinzona intervenierten. Drei Jah-

re später ging er ein letztes Mal auf Reisen für die Revolution. Der Aufstand in Bologna sollte ein Startsignal für Aufstände in ganz Italien werden. Doch ging die Sache schief und Bakunin musste als Priester verkleidet zurück in die Schweiz.

Das Virus der Anarchie jedoch war nicht aufzuhalten. Auf dem Monte Verità tummelten sich bald die Weltverbesserer, Spiritisten, Morphinisten, Rätorepublikaner. Vorläufer von Flower Power und Burning Man. Erich Mühsam, der deutsche Revolutionär, konnte seinen Spott nicht zurückhalten:

*Wir essen Salat, ja wir essen Salat
Und essen Gemüse von früh bis spat.
Auch Früchte gehören zu unsrer Diät.
Was sonst noch wächst, wird alles verschmäht.
Wir essen Salat, ja wir essen Salat
Und essen Gemüse von früh bis spat.*

*Wir sonnen den Leib, ja wir sonnen den Leib,
Das ist unser einziger Zeitvertreib.
Doch manchmal spaddeln wir auch im Teich,
Das kräftigt den Körper und wäscht ihn zugleich
Wir sonnen den Leib und wir baden den Leib,
Das ist unser einziger Zeitvertreib.*

Die meisten Monte-Veritaner kehrten, nachdem sie sich die Zeit vertrieben hatten, in jene Städte zurück, in denen sich zuerst die Moderne, dann der Totalitarismus zusammenbraute. Andere sollten von den Kriegen, die folgten, vertrieben werden. Wieder andere, die sich vor den Kriegen erfolgreich in die Schweiz gerettet hatten, bildeten eine neue Welle von Migranten.

Sie kamen ins Tessin, weil es hier billiger war als in Zürich, das bewunderte Italien vor der Tür lag und die Ausländerbehörden weniger streng waren als jenseits der Berge. Sie kehrten nicht auf dem mondänen Monte Verità, sondern fanden in kleinen Dörfern Unterschlupf, im Sottoceneri, im Malcantone, nahe der Grenze.

Hugo Ball und Emmy Hennings zum Beispiel. Sie kamen, nicht um sich die Zeit zu vertreiben, sondern um zu überleben. Hennings und Ball, Freunde Hesses und später in seiner Nähe

begraben, wohnten in einem Weiler unweit von unserem Zuhause.

Wer im Zusammenhang mit dem Tessin und seinen berühmten Migranten an romantische Sommer à la «Klingsors letzter Sommer», an idyllische Grotti und antibürgerliche Freizügigkeiten denkt, sollte die Briefe lesen, die sich Ball und Hennings geschrieben haben, während er im Wintermantel auf der Schreibmaschine im unbeheizten Haus von Aguzzo eifrig an kritischen Essays und Traktaten für deutsche Zeitschriften schrieb und sie vor der Armut und Enge ihres Schweizer Daseins nach Rom oder an die Amalfi-Küste floh, um auch dort vor allem Armut und Kälte zu finden.

«Ich finde es unanständig, vorsichtig zu leben, ich kann es nicht», lautet eine der vielen aufrührerischen Maximen von Emmy Hennings. Die beiden sind auch im Tessin nach herkömmlichem Massstab nie vorsichtig gewesen. Die Dada-Bewegung sollte nach Balls rigoroser Abkehr und vor seinem Umzug ins Tessin bald den Siegeszug nach Paris und New York antreten. Er jedoch starb im Tessin 1927 mit einundvierzig Jahren in aller Stille an einem Magenkarzinom.

Und sie fristete, der Unterstützung durch Freunde zum Trotz, bis zu ihrem Ende gut zwanzig Jahre darauf ein Dasein an der Grenze. Zwischen der Schweiz und dem kriegsversehrten Ausland, zwischen Gott und Versuchung, zwischen Einsamkeit und kurzem Glück. «Im Grunde wollen uns die Menschen nicht», hatte sie früh herausgefunden. «Weil sie spüren, dass wir etwas hinter uns erlebt haben, das ihnen nicht sympathisch ist.»

Frieren im Tessin

Der Einwanderer als Mensch mit unwillkommener Vergangenheit. Vielleicht ist es gar nicht der Mensch selbst, der Schwierigkeiten hat, anzukommen in der neuen Welt, unter anderen Nachbarn, sondern die Geschichte, die er mit sich herumträgt. Das war die Erfahrung von Bakunin, von Ball und Hennings. Es ist, wenn auch unter anderen Umständen, die Erfahrung von Migranten, die seit den legendären Vorgängern bis heute den Weg ins Tessin gefunden haben.

Während der Arbeit an dem Dokumentarfilm «Outland» ist mir aufge-

gangen, dass für unsere ProtagonistInnen das Tessin mehr und anderes verkörpert als eine Landschaft oder einen Schweizer Kanton. Für sie ist das Wohnen hier so etwas wie ein *state of mind*. Die heutigen Einwanderer mögen sich der Geschichte der früheren Schutzsuchenden nicht immer bewusst sein, doch teilen sie mit ihnen die Unruhe über den Zustand der Welt, die Skepsis gegenüber den Versprechungen der grossen Städte, gegenüber Konsum und Fortschritt.

Da ist Maria, eine Tänzerin aus Sibirien, die mit ihrem einheimischen Mann Filippo in einem Dorf nördlich von Bellinzona wohnt. Neonrotes Haar umflattert ihre Schultern, wenn sie durch die Gassen von Arbedo flanirt. Sie hat Filippo in Indien kennen gelernt und festgestellt, dass sie beide Choreografen sind. In den letzten Jahren vor Corona haben sie ein lokales Tanzfestival geleitet und internationalen Tänzern Residenzen in einem Studio nahe der Bahnstrecke Richtung Gotthard geboten.

Dann war erst einmal alles aus. Als sie zum ersten Mal mit dem Zug aus Mailand in die Schweiz einreiste, wurde ihr plötzlich klar, dass sie ein Leben auf dem Lande erwartete. Die Tessiner seien nette Leute und hätten sie problemlos aufgenommen in ihrer Nachbarschaft. Zu ihrem Entsetzen küsse man sich bei jeder Gelegenheit auf beide Wangen. Bei Anlässen wie Hochzeiten käme es zu Küssorgien, die sie nur mit Mühe überstehe.

Allerdings könne sie sich nicht vorstellen, von ihren hiesigen Freunden Geld zu borgen, so wie sie das manchmal in Russland getan habe. Hier mache man so was nicht, sagt Maria. Die Schweiz sei eben ein Land, in dem alles stabil und sicher sei. Immer bliebe ein sozialer Abstand bestehen.

Maria fehlt es im Tessin manchmal nicht nur an sozialer, sondern auch an physischer Wärme. Der Winter in Sibirien sei zwar kalt, aber dagegen gäbe es gut funktionierende Zentralheizungen. Mit denen könnten es die kümmerlichen Tessiner Holzöfen nicht aufnehmen. So kommt es, dass Maria aus Sibirien in der Schweizer Sonnenstube viele Monate lang friert.

Ihre Mutter rufe sie jeden Tag aus der Ferne an, damit sie die russische

Sprache nicht verlerne. Ausserdem habe sie ihr «Krieg und Frieden» mit auf die Reise ins neues Leben gegeben. Sie müsse den Roman nicht unbedingt lesen. Hauptsache, das Buch sei in ihrer Nähe.

Hin und wieder kreiert Maria ein Tanzsolo, um mit sich selbst ins Reine zu kommen oder mit einem Menschen ihrer Umgebung. Das Solo hat mehrere Akte, die auf der Piazza und in den kleinen verwinkelten Zimmern ihres Häuschens aufgeführt werden. In der Regel hat sie nur eine Handvoll Zuschauer, wenn sie in wechselnden Fantasiegewändern durch die engen Räume schwebt. Auf dem Dachboden das Finale mit einer eher akrobatischen Darbietung: Ein rohes Ei wird über den Körper gerollt, von den Waden bis zum Hals, ehe es in einer mit Wasser gefüllten Schale aufgeschlagen wird. Sibirien sei das Land der Schamanen und Hexen, erklärt Maria.

Der Fürst

Als ich sie für den Film bat, ein Zitat von Emmy Hennings einzusprechen, entschied sie sich für: «Ich finde es unanständig, vorsichtig zu leben, ich kann es nicht.»

Sollte Maria einmal mit dem Postauto zu ihrer Schwägerin ins Locarnese fahren, könnte sie eventuell von Jamal chauffiert werden. Denn seit Sommer letzten Jahres hat er endlich einen Job als Busfahrer bekommen. Seine früheste Erinnerung an zu Hause ist eine Bombardierung jener Stadt, in der er wenige Jahre zuvor geboren wurde. Abgeworfen hatten die Bomben Militärflugzeuge des eigenen Landes. Die iranischen Mullahs versuchten damals, in den Achtzigerjahren, die unbotmässigen Kurden unter Kontrolle zu bringen.

Mit Jamal sollte ihnen das nicht gelingen. Er floh als junger Mann in den Norden des Irak und wurde ein Aktivist. Irgendwann wurde auch dort das Pflaster zu heiss. Viele seiner Kollegen wurden ermordet. Also ging er wieder auf die Flucht. Wie für Zehntausende anderer Menschen führte sein Weg 2011 nach Griechenland. Jamal hatte sich autodidaktisch mit der westlichen Philosophie beschäftigt. Er bewunderte das Griechenland seiner Studien und geriet in Athen in die Hölle. Hunger, Gewalt, Gefängnis, Ausweisung.

Irgendwann stand er am Bahnhof von Chiasso. Beim zweiten Einreiseversuch zeigte man ihm, wo er sich um Asyl bewerben könne. Vier Jahre wartete er in Chiasso auf die Anerkennung seines Antrags. Lernte die Sprache, versuchte zu verstehen, was es heisst, zufällig in der Schweiz gelandet zu sein und in diesem Land – wenn alles gut gehen würde – in Zukunft leben zu können. Von seinem Fenster aus sah er auf die Bahngleise, die hinunter nach Mailand führen. Für den Asylsuchenden war das greifbar nahe Italien tabu.

Dann kam das grüne Licht. Jamal war glücklich und dankbar. Zurückgeben wollte er den Schweizern, was sie ihm an Vorschuss-Bonus gegeben hatten. In Lugano begann er, Philosophie zu studieren. Machte den Master in italienischer Literatur. Verdiente ein wenig Geld als Dolmetscher für die Kantonspolizei. Nebenbei übersetzte er aus dem Italienischen ins Kurdische. Machiavellis «Der Fürst» zum Beispiel. Seine Landsleute zu Hause hätten keinen Zugang zu politischen Büchern. Wie könne man erwarten, dass ein Volk in Unwissenheit seinen Platz in der modernen Welt finde?

Jamal suchte eifrig und unermüdlich seinen Platz im Tessin. Vor ein paar Jahren lernte er online eine Frau kennen. Sie trafen sich in der Türkei. Heirateten. Obwohl die hiesigen Behörden ihr Ausbildungsdiplom von zu Hause nicht anerkannten, fand Mozghan nach Jahren der Suche Arbeit in einem Altenheim in Chiasso. Inzwischen hatten die beiden eine Tochter bekommen.

«We will prevail»

Für Jamal ist klar, dass sie nicht im Mittleren Osten leben wird. Sie soll es besser haben als er und Mozghan. Im Kulturbereich liess sich keine Stelle finden, und das Übersetzen brachte nicht genug ein. Als er im Radio erfuhr, dass Busfahrer gesucht würden, machte er die Prüfungen und bewarb sich. Nun sah er sich der Konkurrenz italienischer Grenzgänger ausgesetzt. So bescheiden die Familie auch lebt, die Leute auf der anderen Seite der Grenze kommen mit noch weniger aus. Endlich bekam er ein Angebot aus Locarno. Jamal pendelt nun zwischen

seiner Familie und einer kleinen Behausung im Magadino. Als Busfahrer, sagt Jamal, sei er sehr zufrieden.

Angela und Fadhil, beide Künstler, beide inzwischen Mitte sechzig, beide seit Jahrzehnten im Tessin, könnten doch kaum divergentere Lebensläufe haben.

Angelas Vater war nach dem Krieg unter den ersten chinesischen Migranten, die in Grossbritannien eine akademische Laufbahn begannen. Ihre britische Mutter stammte aus einfachen Verhältnissen. Nach einer Jugend im Mittleren Westen der USA und bei der väterlichen Verwandtschaft in Taiwan kam Angela in die Deutschschweiz und gründete mit einem Arzt aus der Nähe von Zürich eine Familie.

Nach Jahren in Basel, Zürich und Bern, in denen Angela drei Kinder geboren, Schweizerdeutsch gelernt und sich ihre Autonomie als Künstlerin in den Randzeiten des Alltags bewahrt hatte, hatte sie irgendwann genug von der Deutschschweiz.

Ihr Mann Thomas hatte damals laut eigener Aussage eine seiner wenigen brillanten Ideen: Er liess seine Frau entscheiden, wohin die Reise gehen sollte. Angela entschied sich für Lugano. Die Landschaft, das Klima, irgendetwas habe die asiatische Seite ihres Wesens berührt. Die Künstlerin, die sich bis dato an Modernisten wie Francis Bacon orientiert hatte, porträtierte von nun an die Berge und Seen ihrer Umgebung.

Ihre Gemälde von Zedern und Bambus laden zur Meditation ein. Angela stellte sie bald auch in London und Zürich aus. Ihr Studio in Castagnola, eine ehemalige Näherei, liegt kaum hundert Meter entfernt von der ehemaligen Thyssen-Villa. *Prime location*. Vor den Fenstern tiefhängende Zedernäste über dem See. Das könnte auch Südostasien sein. Ticino versöhne die verschiedenen Seiten ihrer Identität, sagt Angela.

Fadhil stammt aus Basra im Irak und ist als Jugendlicher zum Studieren nach Florenz gegangen. Um sich der Einberufung ins Militär zu entziehen, fälschte er eine Aufenthaltsgenehmigung. Irgendwie gelang es ihm, in Italien zu bleiben. Eine Zeit lang verdingte er sich als Porträtmaler, der

Touristen seine Dienste auf der Piazza anbot. So lernte er seine spätere Frau kennen, eine in Campione beheimatete Italienerin. Sie wohnten zuerst bei ihrer Familie, dann in der Nähe von Chiasso.

Unter dem Künstlernamen «Al Fadhil» wurde er an die Biennalen von Venedig oder Berlin eingeladen. Das Tessin allein sei als Plattform zu klein. Ausserdem mische er sich politisch gerne ein. Das Wesen der Demokratie bestehe darin, dass das Individuum die Regierung kritisieren dürfe, nicht umgekehrt. Im Tessin mache man von diesem Recht zu wenig Gebrauch. Da er seit langem naturalisierter Schweizer sei, dürfe er unbequeme Dinge sagen und tun. Sein Projekt «Permit F», mit dem er auf den unhaltbaren Zustand vieler Asylbewerber hinweisen wollte, die zehn Jahre und länger auf eine Antwort seitens der Behörde warteten, ohne sich beschäftigen zu dürfen, wurde im Kunsthhaus Zürich gezeigt.

Trotz der Anerkennung lebt Fadhil in spitzwegischer Bescheidenheit. Farbtafeln, die an den benachbarten Hauswänden des Dorfkerns von Balerna hängen, bezeugen, dass Fadhil sich auch als lokaler Künstler versteht. Unterhalb seiner Wohnung führen dieselben Bahngleise vorbei wie an Jamals Zuhause.

«We will prevail», sagt die Inschrift an einer Wand des Zimmers, das Fadhil als Studio dient. Zwei Brüder hat er verloren. Der eine wurde von einer Bombe zerrissen, der andere starb im Krieg gegen den Iran, ungefähr zu der Zeit, als Jamal auf der anderen Seite der Front geboren wurde. Ein Foto zeigt Fadhils Vater mit Saddam. Eine Audienz zu Ehren des toten Sohnes, der zum Märtyrer erklärt worden war.

Für den Film bat ich Fadhil, ein paar Aufnahmen von sich selbst mit dem iPhone zu machen. Ein Clip zeigt ihn auf einem Balkon am Monte Brè. Der Blick geht hinunter auf den See und auf den urweltlichen Buckel des San Salvatore. Fadhil zieht sich das T-Shirt aus. Mit nacktem Oberkörper lehnt er sich über die Brüstung. In der Ferne ahnt man den Garten von Montagnola, aus dem vor hundert Jahren Hermann Hesse herübergeschaut hatte. Zwei Blicke kreuzen sich über dem

Abgrund der Geschichte von einst und heute. Kurioserweise heisst der Ort dazwischen Paradiso.

In meinen ersten Tessiner Jahren wohnte im Nachbardorf eine Familie, die mich vielleicht mehr als alle andere auf die Idee zu dem Film gebracht hat. Ein Amerikaner aus Kalifornien, eine Deutsche aus Siebenbürgen und zwei Jungs, die eine Dorfschule besuchten, die dank ihres Zuzugs nicht geschlossen werden musste.

Nie wirklich angekommen

«Wie kann man zwanzig Jahre damit verbringen, ein Buch zu schreiben?», hat sich Morgan gefragt, nachdem sein Traktat über das Frauenbild im 12. Jahrhundert im letzten Jahr bei einem kleinen britischen Akademie-Verlag erschienen war. Als wir uns vor fünfzehn Jahren kennen lernten, hatte der in Berkeley und Princeton ausgebildete Linguist und Mittelalterforscher gerade seinen Job als Sprachlehrer an der Franklin University in Lugano hingeschmissen, um sich ganz dem Schreiben zu widmen. Heute unterrichtet er einige Tage pro Woche an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften.

Julian, der ältere Sohn, der seine frühe Kindheit mit den Eltern in New Jersey verbracht hat und heute Anwalt in Basel ist, findet: «An sich war das natürlich verrückt, New York zum Greifen nahe, und dann ziehen sie in diesen verlassenen Winkel. Aber unsere Erziehung in einer geschützten Umgebung hatte höchste Priorität.» Sein Bruder, Student an der Basler Universität, kommt sogar zu dem Schluss: «Im Gegensatz zu den USA ist das Tessin ein guter Ort, um Kinder grosszuziehen. Für uns war die Entscheidung perfekt. Meine Eltern wären woanders wahrscheinlich glücklicher geworden.»

Tatsächlich haben Marianne und Morgan lange versucht, in der Tessiner Gesellschaft anzukommen. Die Alten im Dorf hätten sie in den Neunzigerjahren zwar willkommen geheissen, doch endete der Austausch mit jüngeren Nachbarn meist an der Haustür. Gegenseitige Einladungen waren undenkbar, aller öffentlichen Freundlichkeit zum Trotz. Hin und wieder veranstalteten sie Literaturabende, gemeinsam mit den lokalen Winzern, die

oft aus der Deutschschweiz zugezogen waren, und taten bei den Festlichkeiten zum 1. August mit.

Im Lauf der Zeit entdeckten sie, dass ihr Freundeskreis aus ihresgleichen bestand, aus Leuten, die entweder aus dem Ausland oder den Kantonen nördlich der Alpen hierhergezogen waren. Beruflich blieb es schwierig. Marianne über ihre gescheiterten Versuche, als Lehrerin im öffentlichen Schulwesen angenommen zu werden: «Wenn man nicht Zanetti oder Rossi heisst, gehört man eben nicht dazu. Man hat mir sogar geraten, meine rumänisch-siebenbürgischen Wurzeln, auf die ich selbst stolz bin, nicht in der Bewerbung zu erwähnen. Das könnte zu sehr an Zigeuner und Diebe erinnern, die über die Grenze kommen.»

Als die Jungs das Haus verlassen haben, sind die Eltern nach Massagno gezogen, für das Tessin so etwas wie ein städtisches Umfeld. Lugano, haben sie festgestellt, hat nicht nur Parkplatzprobleme, sondern auch ein ansprechendes Kulturangebot. Doch die Erinnerungen an das Malcantone machen sie nostalgisch. Obwohl die Einsamkeit manchmal schwer zu ertragen war, erinnerte sie ihr Leben doch an die Idylle jener Hesse-Prosa, die Marianne Morgan zu ihrer Hochzeit geschenkt hatte.

Tessiner Misstrauen

Max Frisch hat über seinen Tessiner Schriftstellernachbarn Alfred Andersch geschrieben, er schätze die Schweiz, doch sie beschäftige ihn nicht. Andersch hatte aus politischer Frustration dem Adenauer-Deutschland der Nachkriegszeit den Rücken gekehrt und war Schweizer geworden. Für Andersch wie für viele Einwanderer dieser und folgender Generationen war und ist das Tessin eine komfortable Parallelwelt, deren Benutzeroberfläche (Klima, Landschaft, Kultur, Gesundheitswesen, Gastronomie, Steuerrahmen et cetera) nach wie vor attraktiv ist. Der Rest – Politik und Gesellschaft – «beschäftigt sie nicht».

Die Tessiner haben sich an die passive Präsenz dieser Expats (sie mögen auch aus Zürich kommen) gewöhnt. Ihre Toleranz hat jedoch eine adäquate Kehrseite: Misstrauen. Die Leute vom Monte Verità wurden von den

Einheimischen *Balabiott* genannt, was so viel wie Nackttänzer, aber auch Schmierkomödiant heisst. Nach wie vor gibt es viele davon hier. Leute, die man nicht unbedingt zum Grillen unter die heimische Pergola einlädt.

Die Menschen, die ich für meinen Film getroffen habe, sind keine Nackttänzer. Fadhil oder Jamal, Marianne oder Angela sind beschäftigt mit ihrer neuen Heimat. Für sie ist der Schweizer Südkanton weder Sonnenstube noch Bananenrepublik, sondern eine dauerhaft selbstgewählte Lebensrealität. Die Distanz zu den Einheimischen, die das Dazugehören unmöglich macht, lässt sich zwar nicht ignorieren, doch bietet das Tessin die Möglichkeit eines annehmbaren Lebens im Anderssein.

Dieses Angebot müssen die Tessiner bereits vor hundert Jahren unseren Vorgängern gemacht haben. Hugo Ball schrieb an Hermann Hesse: «Es ist uns mit dem Tessin ja wunderbar ergangen. Eh wirs uns versahen, waren wir hier festgenommen und eingepflanzt, und es liegt jetzt nur noch an uns, Blätter und Blüten zu treiben.» DM

GRAND RESORT
BAD RAGAZ
★★★★★

TIME TO RECHARGE

The true source of health & vitality. Since 1242.

Werden Sie die beste Version Ihrer selbst! Erleben Sie mit unserer NEWYOU Method® wahre Transformation für Körper, Geist und Seele. Damit Sie gesund leben. Und gesund bleiben.



MICHAEL SCHINDHELM ist Schriftsteller und Filmemacher. Sein Dokumentarfilm «Outland» wird im Herbst in die Schweizer Kinos kommen. redaktion@dasmagazin.ch



Mehr erfahren: resortragaz.ch/gesund